

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

Erstes Kapitel.

In dem halbdunklen Zimmer, das nur von dem im Kamin flackernden Feuer ein unsicheres, mattes und doch warmes und lebendiges Licht empfing, standen sie sich gegenüber und starrten sich schweigend an. Sie lehnte an der Brüstung des offenen Fensters, durch das man die Häuser auf der anderen Seite der Straße und einen schmalen Streifen des Nachthimmels mit wenigen, matt blinkenden Sternen sah, und stützte sich auf die Platte des Schreibtisches — seines Schreibtisches. Er stand noch immer in der offenen Zimmertür, den Ueberrock über dem Arm, die trennende Cigarette zwischen den Lippen, den Gehirnhaut, auf dessen glänzender Seite sich das Kaminfeuer spiegelte, auf dem Kopf, den Schlüssel am kleinen Finger der Rechten.

Nach war kein Wort zwischen ihnen gefallen. Die unerwartete Erscheinung des anderen hatte jedes von ihnen zu sehr überrascht. Der Mann fand zuerst seine Ueberlegung wieder. Er warf seinen Ueberrock über die Lehne eines Stuhles, schloß die Thür hinter sich und drehte dann erst das elektrische Licht an. Die plötzliche Helligkeit blendete ihn, für einen Moment mußte er die Augen schließen. Dann schloß er sie prüfend an.

Die Frau am Fenster neigte sich ein wenig vor. In ihren Augen spiegelte sich sowohl Ueberbahrung wie Furcht. Er sah, wie heftig ihr Athem ging. Dann sprach sie — ihre Stimme hatte nach dem langen Schweigen etwas Körperliches, Greifbares. „Wer sind Sie?“ fragte sie. „Wie kommen Sie hierher?“

Er suchte die Achseln. „Sonderbar!“ sagte er und lächelte spöttisch. „Ich habe mir eingeredet, daß eine solche Frage zu stellen doch eigentlich nur meine Sache gewesen wäre. Immerhin will ich Ihnen antworten. Also ich heiße Hoffelder, und ich komme hierher in der Absicht, in mein Schlafzimmer zu gehen und mich zu Bett zu legen. — Darf ich nun meinerseits fragen?“

„Sagte er, immer noch lächelnd hinzu, „was mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft?“

Sie gab nicht sofort Antwort, und während er ihr Aeußeres jetzt einer genaueren Beachtung unterzog, wuchs sein Erstaunen. Wie sonderbar die Lage immer sein mochte, in der er sie gefunden hatte, er war doch sicher, keine gewöhnliche Diebin in seinem Zimmer überrascht zu haben. Freilich, das eine war klar — sie hatte seinen Schreibtisch geöffnet und seine Papiere durchsucht, die in wirrer Unordnung auf der Tischplatte und auf dem Boden lagen. Ebenso sicher aber war es, daß sie nicht nur außerordentlich schön war, sondern daß sie auch den besten Kreisen angehörenden mußte. Sie war einfach gelehrt, aber mit jener eleganten, vornehmen Einfachheit, die sofort den besten Geschmack verräth. Ein Pelzhang, dessen Kohlfarbe auf allem Zweifel war, lag halb auf einem Sessel und halb auf dem Zimmerboden, wie wenn sie ihn achlos abgestreift hätte. Sie schien ihm jedenfalls eine Dame der großen Welt zu sein, Gesellschaftskreis angehörig, denen er selbst sich nicht einmal zu zählen durfte. Wie kam sie in sein Zimmer? Welches Interesse hatte sie an seiner Person und an seinen geringfügigen Habseligkeiten?

„Hoffelder!“ wiederholte sie nachdenklich, ihn formlos ansehend. „Wenn Sie Hoffelder heißen, muß ich noch einmal fragen, was Sie in diesem Zimmer wollen?“

„In diesem Zimmer?“ Er sah sich um, wie um sich nochmals zu vergegenwärtigen, daß er auch wirklich in seinem Arbeitszimmer und nirgend anderswo war. „Aber ich bitte Sie, das ist doch mein Zimmer!“

„Ihr Zimmer?“ Sie wühlte hastig unter den Papieren, seinen Papieren, und brachte einen Schlüssel zum Vorschein. „Das Haus ist doch Kankestraße 179 — nicht wahr?“

„Ohne Frage!“ bestätigte er. „Denn ist dies auch nicht Ihr Zimmer und nicht Ihre Wohnung?“

„Das erlaube ich mir doch ganz entschieden zu bestreiten“, erwiderte er. „Wenigstens bilde ich mir ein, hier schon seit zwei Jahren zu wohnen.“

„Ich habe aber doch die Thür hier mit diesem Schlüssel öffnen können!“

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. „Wie ärgerlich!“ sagte sie und zwang sich zu einem Achseln. „So habe ich mich also wirklich geirrt. Ich bitte tausendmal um Verzeihung.“

Er blieb vor der geschlossenen Thür stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Die hohle Aufklärung, die er für den eigenartigen nächtlichen Besuch erhalten, hatte ganz neue Ideen und Vermuthungen über die Person der Fremden in ihm geweckt. Er kannte den Mieter der oberen Etage, kannte wenigstens einige seiner Lebensgewohnheiten und den Ruf, den er im Hause genoß.

Die Fremde empfand jetzt offenbar Furcht. Ein paar Schritte machte sie auf ihn zu und sah ihn halb fragend, halb bittend an. „Bitte, lassen Sie mich gehen“, sagte sie. „Sogleich!“

Er rührte sich aber noch immer nicht. An die Thür gelehnt, stand er und sah sie forschend an. Er war sorgfältig und elegant gekleidet, sein Gesicht, das den Stempel der Intelligenz trug, zeigte jene Blässe, die man heutzutage so interessant findet. Der Mund war fest und energisch geschnitten, und durch seine Angewohnheit, die Lippen fest aufeinander zu pressen, erhielt das Gesicht beinahe etwas Hartes.

„Was wollen Sie noch von mir?“ fragte sie. „Ich habe Ihnen meine Anwesenheit in Ihrem Zimmer erklärt, und ich habe mich entschuldigt. Lassen Sie mich also nun gehen!“

„Sie haben mir Ihre Anwesenheit in meinem Zimmer erklärt“, erwiderte er ruhig, „aber Sie haben mir nicht erklärt, in welcher Absicht Sie die Wohnung des Herrn Martens aufsuchen wollten. Hatten Sie in der That vor, seine Sachen einer ähnlichen Musterung zu unterziehen, wie hier die meinigen?“

Sie warf den Kopf zurück. „Was ich bei Herrn Martens zu thun habe, ist nicht Ihre Angelegenheit“, erwiderte sie kalt, ihre Hände aber spielten nervös mit dem Schlüssel.

„Unter gewöhnlichen Umständen — nein!“ gab er zu. „Aber die Umstände sind durchaus ungewöhnlich. Verzeihen Sie, wenn ich offen spreche. Ich fand Sie dabei, meinen Schreibtisch zu durchsuchen, und ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthete, daß Sie bei Herrn Martens das gleiche thun wollten.“

„Und wenn ich es wollte — was hätte es Sie an? Woher wissen Sie denn, daß ich nicht die Erlaubnis dazu von ihm habe? Hier — ich habe ja doch den Schlüssel zu seiner Wohnung!“

Sie hielt ihm den Schlüssel hin. Er streifte ihn mit einem flüchtigen Blick und sah sie wieder an. „Ja, wohl!“ sagte er. „Aber wahrscheinlich nicht von Herrn Martens selbst. Der wollte ohne Frage nicht, daß Sie seine Wohnung in seiner Abwesenheit und um diese Stunde aufsuchen.“

„Wie können Sie das behaupten?“

„Das ist doch sehr einfach. Wenn Herr Martens Ihnen den Schlüssel gegeben hätte, damit Sie sich um Mitternacht seine Wohnung ansehen könnten, so hätte er Ihnen ohne Zweifel auch gesagt, daß er im zweiten und nicht im ersten Stock wohnt. Er mußte ja doch wissen, daß sich keine Namensschilder an den Thüren befinden, und daß Sie deshalb leicht irren konnten.“

Sie gab keine Antwort. Sie wußte offenbar nicht, was sie thun sollte. Halb mechanisch raffte sie den Pelzhang auf, den sie auf den Sessel hatte gleiten lassen, legte ihn aber nicht um die Schultern, sondern behielt ihn in der Hand. „Ist dieser Martens Ihr Freund?“ fragte sie plötzlich.

Er wachte fast beleidigt ab. „Nein, nicht im mindesten. Ich kenne ihn nur von zufälligen Begegnungen her. Unsere Bekanntschaft ist nicht über flüchtige Grüße auf der Treppe oder auf der Straße hinausgegangen.“

„Dann haben Sie auch kein Recht, mich hier zurückzuhalten“, erklärte sie ruhig. „Nicht einmal eine Entschuldigung haben Sie dafür. Ich mag keine Freundin oder Freundin sein — es geht Sie jedenfalls nichts an. Ich bin irrtümlich hier bei Ihnen eingedrungen — dafür habe ich um Verzeihung gebeten. Was wollen Sie noch?“

„Ich will mit Ihnen gehen und oben an der Wohnungstür warten, wenn Sie durchaus hinaufgehen wollen“, sagte er. „Martens ist oft in einem Zustand, wenn er noch Hause kommt, daß —“

Sie lächelte spöttisch. „Seien Sie unbesorgt“, unterbrach sie ihn. „Ich brauche Ihren Schutz wirklich nicht.“

Sie brach ab. Es lautete schrill und anhaltend. Es war das Telefon in der Ecke des Zimmers.

Aber Hoffelder rührte sich nicht. Er wollte die Thür nicht freigeben. Als er dann aber noch einmal klingelte, heftig und andächtig, ging er doch widerstrebend hinüber und nahm den Hörer ab.

„Der Hoffelder“, rief er in den Apparat, und der Aeraer über die unvollkommene Störung klang deutlich genug aus seiner Stimme. „Wer hat denn um Mitternacht —“

„Verzeihung!“ hörte er eine Stimme sagen, die ihm völlig fremd war. „Doch Herr Hoffelder — Kankestraße 179?“

„Ja doch, aber wer ist denn —“

„Ich muß wegen der nächtlichen Störung tausendmal um Verzeihung bitten“, tönte es zurück, „aber es handelt sich um eine sehr wichtige Sache. Ein Herr Martens wohnt doch in Ihrem Hause — nicht wahr?“

„Ja wohl, aber wer ist denn —“

„Herr Martens hat leider kein Telefon. Ich bitte Sie herzlich, Herrn Martens davon zu benachrichtigen, daß er sofort in das Sadow Hotel kommen muß. — Herr Martens ist doch dabei?“

„Ja, wie soll ich denn das wissen? Der Herr kommt selten vor mich, drei Uhr nach Hause, es ist also annehmlich, daß er noch nicht da ist. Uebrigens finde ich —“

„Wenn Sie ihm gütlich ein paar Worte aufschreiben wollten, daß er unbedingt sofort nach seiner Heimkehr ins Sadow Hotel kommen mußte — Sie würden Herrn Martens und mir einen unschätzbaren Dienst damit erweisen. Sie könnten ja den Jettel an seine Thür stellen, falls er noch nicht dorthin sein sollte. Wirklich, es ist ungeheuer wichtig, sonst hätte ich Sie gewiß nicht belästigt. Wollen Sie mir den Gefallen thun?“

„Meinetwegen“, brumnte Hoffelder ärgerlich. „Ich kann Ihnen allerdings nicht verhehlen, daß ich es ein bißchen stark finde, jetzt um Mitternacht anzuläuten. — Also was soll ich aufschreiben?“

„Doch Herr Martens im Sadow Hotel ungeduldig erwartet wird, und daß er sofort kommen mußte. Er wußte schon, wer ihn erwartet.“

„Wer denn?“ fragte Hoffelder. „Ein Freund“, klang es kurz zurück. „Wollen Sie mir versprechen, das aufzuschreiben?“

Hoffelder war nahe daran, den letzten Rest seiner Geduld zu verlieren. „Wer sind Sie denn eigentlich?“ vernahm er statt einer Antwort auf seine Frage.

„Ja doch, aber Ihr Name?“

Keine Antwort. In steigender Ungeduld fragte er noch einmal — da wurde abgeläutet.

Während er den Hörer an und wandte sich ins Zimmer zurück. Natürlich war er allein. Die Thür stand noch ein wenig offen, der Raum vor von dem jarten, bistrauten Duft ihres Parfüms erfüllt — aber sie war fort.

Er ging auf den dunklen Treppenhinaus und lautete. Kein Laut. Leise rief er nach ihr. Keine Antwort.

Da ging er voll Ingrimm wieder hinein und warf die Thür heftig hinter sich zu, ohne Rücksicht auf den Schlaf der übrigen Hausbewohner zu nehmen.

Ein paar Mal ging er im Zimmer auf und ab, bis sich seine erregten Nerven ein wenig beruhigt hatten. Dann trat er an den Schreibtisch und starrte auf seine umherliegenden Papiere. Hier am Schreibtisch war er am stärksten, der seine, süße Duft, der seine Sinne so schmeichelnd umfing. Mit einer hoffigen Bewegung schloß er das Fenster, damit das Parfüm nicht entweichen konnte.

Dann setzte er sich nieder, um sein Versprechen einzulösen, und die Besorgnis zitterte dabei noch immer vor Erregung, so stark hatte das Zusammenreffen mit der schönen Unbekannten auf ihn gewirkt. Seine Gedanken abzulösen, griff er nach einer Cigarette und entzündete sie, während er sich, den Zettel in der Tasche, auf den Weg nach dem oberen Stockwerk machte.

Oben war es dunkel und still. Er zog die Glode, aber wie er es nicht anders erwartet hatte, rührte und regte sich drinnen nichts. Wohl fünf Minuten lang stand er lausend an der verschlossenen Thür. Er hatte mit der Verlockung zu kämpfen, sich mit seinem eigenen Schlüssel Eingang zu verschaffen. Sicherlich öffnete der Schlüssel diese Thür so gut, wie Martens' Schlüssel die seine geöffnet hätte. Dann konnte er sich selbst überzeugen, ob sie noch da war und was sie da drinnen machte.

Aber er erinnerte sich noch zur rechten Zeit, wie gefährlich ein solches Thun gewesen wäre. Er kannte ja

weil selbst, was ich zu thun und zu lassen habe.“

Er ärgerte sich immer. Sie aber sah sehr wohl, daß sie gefügt hatte. Eine Minute zuvor hatte sie diesen Mann gefürchtet, jetzt fürchtete sie ihn nicht mehr.

Martens kaum, und wenn der Mann unvermuthet heimkam, ihn überraschte — das hätte eine angenehme Situation geben können!

Er ging in seine Wohnung hinunter. Aber er vermochte es nicht über sich zu bringen, sich zur Ruhe zu legen. Nervös ging er im Zimmer auf und ab, machte einen fruchtlosen Versuch, seine Papiere auf dem Schreibtisch zu ordnen, rauchte eine Cigarette nach der anderen und wußte nicht, was er thun sollte. Schließlich nahm er sich vor, auf Martens' Heimkehr zu warten und mit ihm über den merkwürdigen Besuch, den er dagehabt hatte, zu reden.

Er öffnete also die Thür zu einem schmalen Spalt, ließ auch die Zimmerthür offen und setzte sich in einen bequemen Sessel in der festen Absicht, auf alle Fälle wach zu bleiben.

Aber er hatte einen zu bequemen Sessel gewählt. Eine Viertelstunde später schlief er fest und traumlos.

Zweites Kapitel.

Hoffelder fuhr empvor und starrte schlaftrunken und verwirrt um sich. Das elektrische Licht brannte noch, die Cigarette, die er brennend neben sich auf den Tisch gelegt hatte, war zu einem häßlichen Asche geworden und hatte eine dunkelbraune Stelle in die Tischplatte gebrannt, das Feuer im Kamin war erloschen. Ueber zwei Dinge wurde er sich sofort klar: erstens, daß er froh — und zweitens, daß er sich fürchtete.

Er war sonst nicht fürchtam. Wie jeder Mensch, war auch er in seinem Leben oftmals in Schwierigkeiten und gefährlichen Lagen gekommen, aber er erinnerte sich nicht, sich je gefährdet zu haben. Jetzt aber gefand er sich, daß ihn in diesen ersten Minuten nach dem Erwachen eine räthselhafte Furcht erfüllte. Er starrte auf die geöffnete Thür mit einem starrten, unersäglichem Gefühl der Erwartung von irgend etwas Schrecklichem. Er glaubte auch wahrzunehmen, daß die Thür sich bewegte — natürlich nur eine Einbildung seiner überreizten Nerven. Er fühlte an seine Stirn. Sie war brennend heiß.

Was war das mit ihm! Heftig sprang er empor. Es war still, todtenstill um ihn her, kein Laut oben oder unten. Er suchte sich zu erinnern, was ihn eigentlich aufgeweckt hatte — vergebens. Er wußte nur bestimmt, daß es irgend etwas gewesen war. Er lautete hinaus. Aber nichts war zu hören, und wie er auf die offene Thür starrte, erinnerte er sich erst, daß er selbst sie ja offen gelassen hatte, um die Heimkehr Martens' abzuwarten. Mit einem leisen Lachen, das seine Furcht verpöten sollte, aber nicht allzu natürlich ausfiel, schenkte er sich ein Glas Wein ein und leerte es auf einen Zug.

„Nerven — nichts als Nerven!“ murmelte er. „Ich bin ein Narr gewesen, mich hier hinzusetzen.“

Er schauderte zusammen. „Diese verwünschte Kälte!“ dachte er und ging zum Kamin, um etwas von der Asche heranzuklopfen. Ihn froh wirkte sich, daß seine Hände aufeinander schlagen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß es fünf Minuten vor drei war. Beinahe drei Stunden hatte er hier also gesessen.

Plötzlich suchte er zusammen. Was war das für ein Geräusch? — Er lautete. Dann lachte er wieder. War er denn ganz verrückt? Es regnete draußen, weiter nichts.

Bestia stieß er das Fenster auf. Der arzte Duft des Parfüms, der noch immer im Zimmer war, war ihm jetzt lästig. Es regnete ziemlich stark, und es war so finster draußen wie in einer mondlosen Winternacht. Nur wie maße Büntinden ohne Leuchtstoff sah er unten die Glaslaternen.

Zufaufathmend wandte er sich ins Zimmer zurück. Es wurde Zeit, daß er zu Bett ging. Seine schlechte Stimmung schrieb sich wohl nur den Folgen des zu ausgiebigen Trinken am Abend zu. Er mußte wirklich schlafen werden. Ausschweifend lebte er ja nicht, aber gerade in der letzten Zeit hatte er etwas viel gebummelt.

Gedankenlos ging er hierhin und dahin und lautete dabei formlos herum. War Martens heimgekehrt? Hatte er die Unbekannte oben gefunden? Zu bumm, daß er eingeklappt war! Wenn Martens gerade heute betrunken war — es war eben gegen eins zu mitteln, daß er es war — und er hatte sie oben in seinem Zimmer gefunden, so wie er selbst sie hier gefunden hatte! Er stampfte unwillkürlich mit dem Fuß auf.

Er fuhr zusammen. Ueber ihm wurde eine Thür geschlossen — leise und behutsam, aber in der nächtlichen Stille vernahm er das Geräusch doch. Er lautete angezerrt. Da war es ihm, als vernähme er einen gedämpften, halb unterdrückten Ausruf des Schreckens. Raich trat er an die Wohnungstür.

Heiß strömte ihm das Blut zu Herzen. Auf der Treppe vernahm er das leise Klatschen seidener Frauenkleider. Sie kam herab. Und dann stand sie ihm gegenüber.

Das Licht aus dem Arbeitszimmer fiel auf ihr bleiches Gesicht, auf die schlängelnde Gestalt, die zitterte und bebte. Ihre Augen waren weit geöffnet, voller Angst und voller Entsetzen. Sie versuchte zu sprechen, vermochte es aber nicht. Halb ohnmächtig stützte sie sich auf das Treppengeländer.

„Was ist Ihnen geschehen?“ Heiß lautete er. „Kommen Sie herein! Sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann!“



Gast: „Donnerwetter, das ist ja mein Hut, der vom Garderobebänder heruntergefallen ist... und den benutzte ich schon seit zwei Stunden als Spitznapf!“

Er zog sie durch die offene Thür ins Zimmer. Sie war willenlos wie ein Kind. Er drückte sie sanft in einen Sessel und neigte sich über sie.

„Nun sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann. Vertrauen Sie mir. Darf ich Ihnen ein Glas Wein geben?“

Sie sah ihn fortgesetzt an mit einem Blick, den er nicht verstand. Der ihn aber langsam ergriff. Zu antworten vermochte sie nicht. Vorhin war sie eine vornehme und selbstsichere junge Dame gewesen, jetzt war sie das hilflose, schwache Weib, das sich gefügig dem stärkeren Willen des Mannes unterordnet. Er empfand das, und er sprach mit ihr wie mit einem Kinde.

„Trinken Sie ein Glas Wein!“ sagte er zurendend und füllte ein Glas mit dem feurigen Trank. „So — und seien Sie ruhig. Es kann Ihnen nichts geschehen hier. Ich Ihnen besser ist?“

Sie nickte. „Ja“, flüsterte sie. „Bitte — kümmern Sie sich nicht um mich. Gehen Sie hinaus.“

„Hinauf? — Zu Martens? — Hat er...“

„Nein, nein — fragen Sie nichts! Gehen Sie hinaus!“

„Und was wollen Sie thun?“

Sie stand mühsam auf. „Ich gehe“, flüsterte sie. „Bitte — lassen Sie mich gehen. Ich fühle mich schon wieder ganz wohl. Aber, bitte, gehen Sie hinaus!“

Beharrlich wiederholte sie diese Bitte immer wieder. Er begriff sie nicht, aber er begriff doch, daß er sie in ihrem Zustand nicht allein gehen lassen durfte.

„Wenn es Sie beruhigt, will ich verpfänden, hinaufzugehen“, erwiderte er. „Und ich will Sie auch nicht hier zurückhalten. Aber Sie müssen mir erlauben, Sie hinunterzubringen und eine Droschke zu besorgen.“

Sie erhob keinen Widerspruch dagegen. Auf seinem Arm gestützt, ließ sie sich von ihm die Treppe hinunterführen. Als sie dann aber auf der Straße standen, als die kühle Nachtluft sie umfing, gelang es ihr, sich aufzuraffen.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Auch dafür, daß Sie mich nicht gefragt haben. Und nun, bitte, kümmern Sie sich nicht weiter um mich. Sie sehen, daß ich ganz gut im Stande bin, allein bis zum nächsten Droschkenplatz zu gehen. Verzeihen Sie nicht, was Sie versprochen haben!“

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und ging die Straße hinunter.

Er stand regungslos und sah ihr nach, ohne an etwas anderes zu denken als daran, daß sie schön war. Erst als eine Straßenbiegung sie seinen Blicken entzog, kam er zu sich. Verwirrt strich er sich das regennasse Haar aus der Stirn und ging nach selbstenlangem Zögern in das Haus zurück, in seine Wohnung hinauf.

Hier erinnerte er sich des Versprechens, an das sie ihn so eindringlich gemacht hatte. Was sollte er nur da oben — bei dem Manne, der ihm noch vor ein paar Stunden gleichgültig, vielleicht höchst lässlich gewesen war, und den er jetzt beinahe haßte? Aber er hatte es versprochen, und es reichte ihm zudem, die Ursache ihrer seltsamen Bitte zu ergründen.

Er zündete ein Licht an und stieg die Stufen zum oberen Stockwerk hinauf, voll Unruhe und in gespannter Erwartung dessen, was kommen sollte.

Als er den Treppenaufgang erreicht hatte, sah er oben, auf dem Podest vor Martens' Wohnungstür, einen Menschen lang ausgebreitet auf dem Boden liegen. An dem blassfarbigen Ueberzieher erkannte er Martens, der stiefgedehnt elegant gekleidet lag. Er glaubte, einen Betrunknen vor sich zu haben, der da zusammengesunken war, und ein Gefühl des Efels erfüllte ihn. Aber als er ein paar Stufen höher war, prallte er entsetzt zurück, und der Herzschlag stockte ihm für die Dauer eines Athemzuges. Denn jetzt sah er, daß der Kopf des Mannes da oben in einer dunklen

Blutlache ruhte, die sich von Sekunde zu Sekunde ausbreitete.

Ein Schwindel erfaßte ihn, er fühlte sich in Verwirrung, um Hilfe zu rufen. Aber er wurde der Schwäche Herr. Mit einigen raschen Schritten hand er oben, legte das Licht auf die Stufen und kniete neben Martens nieder.

Er wußte sofort, daß er neben einem Ermordeten kniete.

Martens lag mit dem Gesicht auf dem Boden. Sein Hinterkopf aber war nur ein einziger, gräßlicher, weit flaffende Wunde, aus der das Blut fortwährend sickerte. Es mußte ein furchtbares Instrument gewesen sein, mit dem dieser Schlag geführt worden war. Hoffelder war halb irr vor Grauen und Entsetzen; was er that, geschah mechanisch und abdenklos. Ein furchtbares Gefühl sagte ihm, daß der Mann todt war, trotzdem suchte er auf alle mögliche Weise festzustellen, ob noch Leben in ihm sei. Dann hoffte er wohl fünf Minuten lang regungslos neben der Leiche, stumpf vor sich hinstarrend. Er war ganz von dem entsetzlichen Gedanken erfüllt, einen Ermordeten neben sich zu haben, und doch dachte er selbstsüchtigerweise auch an tausend andere, unwichtige und nebenläufige Dinge. Es fiel ihm ein, daß die Fremde Handlache von der gleichen Farbe getragen hatte, wie Martens Ueberzieher sie zeigte. Er suchte sich zu erinnern, ob sie schwarz oder blondes Haar gehabt hatte, und entfiel sich, daß ihre Augen sehr dunkel gewesen waren. Und dabei konnte er sich noch verwundern darüber, daß er an so etwas denken konnte.

Da ließ ihn irgend ein Geräusch im Hause erschrocken zusammenschrecken. Er erinnerte sich, daß es für ihn anders zu thun gab, als hier unthätig zu sitzen. Das Licht ließ er neben der Leiche stehen. Mit unsicheren, schwermüthigen Schritten ging er die Treppe hinunter und über den Hof in das Gartenhaus, um den Hausverwalter zu wecken.

Der Mann verlor bei der Schreckensstunde, die ihm Hoffelder brachte, glücklicherweise nicht den Kopf. Er ging sofort mit an den Tabort.

„Die Polizei muß sofort benachrichtigt werden“, meinte der Mann dann, „und ein Arzt muß geholt werden, wenn er auch nichts mehr helfen kann. Der arme Herr ist ja sicher todt.“

„Ja, er ist schon todt“, erwiderte Hoffelder geistesabwesend. Dann aber ermannte er sich. „Ich werde zur Polizei und zum Arzt telephoniren“, sagte er. „Bleiben Sie nur hier für den Fall, daß irgend jemand kommen sollte.“

Er ging in seine Wohnung hinunter und telephonirte zur nächsten Polizeiwache. In kurzen Worten theilte er dem nachgehenden Beamten mit, was geschehen war; dann rief er telephonisch einen in der Nähe wohnenden Arzt an, der ihm sofortiges Kommen zusicherte. Als das geschehen war, setzte er sich erschöpft nieder, um das Erscheinen der Polizeibeamten abzuwarten.

Ueber den Mord und den muthmaßlichen Thäter zerbrach er sich nicht den Kopf. Er vermochte sich nicht vorzuliegen, daß er für Martens mehr als ein allgemein menschliches Mitleid empfand. Viel mehr als an den Ermordeten dachte er an die räthselhafte Unbekannte. Hatte sie etwas mit dem Verbrechen zu schaffen? Er vermochte es nicht zu glauben. Sie mußte in der Wohnung gewesen sein, während das Verbrechen verübt wurde; aber sie hatte vielleicht ebensowenig etwas davon bemerkt, wie er, der ja doch alle Thüren offen gehabt hatte. Er erinnerte sich, in welchem Zustand sie gewesen war, als sie zu ihm herunterkam. Entsetzt, verängstigt, halb maßlosinnig vor Aufregung, aber wie eine Schuldige war sie nicht gewesen. Gebländert, verflunken in qualvollen Gedanken und Zweifel sah er, bis er die Beamten kommen hörte. Dann ging er hinaus. (Fortsetzung folgt.)